



Der Silbermantel passte hervorragend zu Simon Ammann. Den Medaillenregen in Salt Lake City (2002) feierte der Skispringer mit hinreissenden Freudensprüngen. Bild: ky/Alessandro della Valle

Unsere Skifahrerinnen und Skifahrer sollten auf Piste und Podest gut aussehen. Der Blick einer Stilexpertin auf die Outfits der letzten 40 Jahre zeigt: Es könnte besser sein.

## Kleider machen Olympiasieger

KATHARINA BAUMANN & YVONNE STADLER

**K**lar, unsere Skifahrerinnen und Skifahrer sollen vor allem auf der Rangliste eine gute Falle machen. Wenn sie dann aber auf dem Podest stehen, wäre es doch wünschenswert, sie würden auch optisch etwas hergeben. In knapp zwei Wochen beginnen die Olympischen Spiele, und dann sind die Augen aller – eben auch jener, die sonst nicht zuschauen, wie andere Menschen einen Hügel hinunterfahren – auf die Athleten gerichtet. Da müsste eigentlich auch der modische Auftritt stimmen. Zumal der Austragungsort Sotschi am Schwarzen Meer auch die «Russische Riviera» genannt wird.

Für die Ostschweiz am Sonntag hat Stilexpertin Katharina Blansjaar die Anzüge der Schweizer Olympioniken unter die Lupe genommen. Katharina

Blansjaar ist Ostschweizerin und hat während mehrerer Jahre das Ressort Stil der NZZ am Sonntag geleitet. Heute ist sie als freischaffende Autorin tätig. Ihr Stilratgeber erscheint im April im Verlag Beobachter-Edition.

Zuerst zu den Skianzügen auf der Piste: Den aktuellen Skidress, in dem die Athleten in Sotschi den Hang hinunterfahren werden, beurteilt Blansjaar als unvorteilhaft, weil die Farbe Weiss dominiert. «Nicht nur, dass Weiss einen runder macht, als man tatsächlich ist, auf einer ebenfalls weissen Skipiste lässt es darüber hinaus den Athleten fast untergehen.» Besser war der legendäre Käsedress, den die Schweizer 1998 in Nagano trugen. «Er sah nicht unbedingt vorteilhaft aus, aber man muss ihn einfach lieben», sagt die Expertin.

Die Form des Rennдресses ist gegeben und hat sich über die Jahre nicht verändert (siehe Spalte rechts). Der Aufdruck sagt hingegen viel über

den Geschmack der Zeit aus. «Klar zu erkennen sind die frühen Achtziger – eine Zeit, in der auch männliche Athleten ganz unbeschwert rosa tragen durften», so Blansjaar. Die Athleten seien heute deutlich muskulöser als früher – besonders an Oberschenkeln und Gesäss. «Dunkle Farben und streckende, spitz zulaufende Streifen lassen die eher kräftig gebauten Skirennfahrer nicht nur stromlinienförmiger und schlanker, sondern auch schneller aussehen.» Daher gefällt ihr der Dress aus dem Jahr 2006 in Turin am besten. Die Schweizer sahen nicht nur schneller aus, sie waren manchmal auch schneller und holten drei alpine Medaillen.

Sotschi 2014: Geschlechtslos

Und nun die Outfits für die Eröffnungszeremonie und abseits der Piste. Vom Sotschi-Anzug ist Blansjaar wenig angetan. «Die Schweizer Outfits sind langweilig und formlos», fin-

det sie. «Warum müssen gutgebaute Athleten für eine Eröffnungszeremonie in geschlechtslose Säcke aus Funktionsmaterialien gepackt werden?» Gerade an einer Eröffnungsfeier würde sie sich mehr Eleganz und Stil wünschen. «Stattdessen sehen die Schweizer wieder einmal so aus, als würden sie nach der Eröffnungsfeier direkt auf die Ski steigen.»

Andere Nationen würden sich da deutlich geschickter anstellen und hätten sich Hilfe von namhaften Modehäusern geholt: Die Amerikaner bei Ralph Lauren, die Franzosen bei Lacoste. «Sie zeigen körpernahe Eleganz im Retro-Stil – bei den Franzosen gar mit unterschiedlichen Jacken für Mann und Frau.»

Lake Placid 1980: Körperbetont

In Lake Placid schnitt das Schweizer Olympiateam mit insgesamt nur

Fortsetzung auf Seite 22



Turin 2006: Ganz in Weiss – Achtung vor den Pistenfahrzeugen! Bild: ky/Eddy Risch



Lake Placid 1980: Die Anzüge könnten heute als schicke Retro-Outfits durchgehen. Bild: ky/Hansueli Blöchliger

### Im Renndress Von 1972 bis 2010

Die Form des Anzugs ist gleich geblieben. Farbe und Muster sagen aber viel über den Geschmack der Zeit aus.

1972 Sapporo: Marie-Theres Nadig holt in Dunkelblau zwei Goldmedaillen.



1976 Innsbruck: Heini Hemmi fährt im rot-weiss-blauen Rennanzug und passender Mütze zum Riesenslalom-Gold.



1980 Lake Placid: Erika Hess in Rosa – Out im Riesenslalom, Bronze im Slalom.



1984 Sarajevo: Michela Figini, gestreift, gewinnt die Goldmedaille in der Abfahrt. Maria Walliser wird Zweite.



1988 Calgary: Pirmin Zurbriggen, noch einmal gestreift, siegt in der Abfahrt.



1992 Albertville: Steve Locher wird Dritter in der Kombination; die einzige Medaille der Alpinen. Kein Glücksanzug.



1994 Lillehammer: Vreni Schneider, entflammt, zum dritten Olympiagold.



Kleider machen...

Fortsetzung von Seite 21



Bild: Rodeo

Sotschi 2014: Langweilig, formlos, geschlechtsneutral.



Bild: ky/Alessandro della Valle

Nagano 1998: Leider wirkten die Mäntel nicht elegant, sondern tolpatschig.

fünf Medaillen schlecht ab. Modisch lief es nicht besser: «Die Schweizer waren gekleidet, als ginge es von der Eröffnungsfeier sofort weiter zum Wettkampf – den Unterschied zwischen sportlicher Kleidung und Sportbekleidung ignorierte man offenbar bereits vor über 30 Jahren erfolgreich», sagt Blansjaar. «Allerdings waren die frühen Achtziger körperbetonter, und die dunkelblauen Skikombis könnten heute fast schon als schicke Retro-Outfits durchgehen.»

Lillehammer 1994: Unmöglich

«Der Schweizer Regenbogendress von 1994 erscheint aus heutiger Sicht unmöglich, und die Kombination von pink, türkis und violett schreit ganz laut nach Altkleidersammlung», so das Urteil der Stilexpertin. «Heute, 20 Jahre später, sollte eine Mannschaft eine solch kunterbunte Kombi nur noch tragen, um explizit auf die Rechte von Homosexuellen hinzuweisen.»

Nagano und Salt Lake City

In den Outfits für die Olympischen Spiele von 1998 und 2002 sieht Blansjaar dasselbe Konzept: «Um nicht allzu sehr so zu wirken, als kämen sie im Skikombi daher, tragen die Athleten

einen Mantel – der allerdings aus dem gleichen Material gefertigt ist wie eine Skijacke», sagt sie.

Gut gemeint, aber doch daneben, denn solche Funktionsstoffe seien zu hart und zu dick für einen Mantel. «So wirken die Athleten in den Outfits nicht elegant, sondern tolpatschig, denn die Mäntel stauchen die Athleten zusammen und verkürzen in Kombination mit den breiten Skihosen die Beine.»

Der Silbermantel von 2002 habe nur witzig gewirkt, «wenn man ein Toggenburger Lausbub ist und ein wenig so aussieht wie Harry Potter – alle anderen wirken leider eher wie eine groteske Zwergenparade». Simon Ammann in seinem silbernen Zaubermentel – das wurde Kult, er war zu Gast in grossen amerikanischen Talkshows. Auch sportlich war er der Überflieger und holte zwei von drei Schweizer Goldmedaillen.

Turin 2006: Unauffällig

In Turin war Unauffälligkeit angesagt: «Die Schweizer konnten direkt nach der Zeremonie zum Nachtskifahren», sagt Blansjaar. «Nur vor den Pistenfahrzeugen mussten sie sich in Acht nehmen – im weissen Anzug auf Schnee wird man leicht übersehen.»



Bild: ky

Lillehammer 1994: Die Farbkombination «schreit ganz laut nach Altkleidersammlung».

1998 Nagano: Michael von Grünigen im legendären Chäs gwändli: Es reicht für Riesenslalom-Bronze. Didier Cuche gewinnt, ganz in Käse, Silber im Super G.



2002 Salt Lake City: Sonja Nef, elegant in Schwarz, verhindert, dass die Alpen ohne Medaillen bleiben. Bronze!



2006 Turin: Bruno Kernen, dynamisch gemustert, während der Abfahrt. Ihm gehört am Schluss die Bronzemedaille.



2010 Vancouver: Carlo Janka, rot-weiss gestreift am ganzen Körper, ist der Schnellste im Riesenslalom. In Rot-Weiss holt auch Didier Defago Gold. (ys)



Unkommod

An der russischen Riviera

«Hot. Cool. Yours.» Der bipolare Slogan der Olympischen Winterspiele bringt es überraschenderweise voll auf den Punkt. Man würde gerne, kann aber kaum hinsehen. Denn in Sotschi manifestiert sich der olympische Megatrend wie noch nie – aus Spiel wird Ernst.

Liebig gerne feuern wir unsere Sportler an, staunen über Tricks und Technik, liegen mit ihnen in die Kurven und uns in den Armen. Aber ich merke immer mehr, dass ich das immer weniger kann. Hinsehen und wegsehen. Ich habe keine Lust mehr, über immer massivere Tragikberge und Kollateralschäden hinwegzusehen, denn sie werden einfach zu gross – grösser als die Spiele selbst.

Natürlich, «man» kann nichts dafür, man schaut ja nur den Sport, man hat nicht angeordnet, Naturschutzgebiete aufzugeben, Menschen umzusiedeln und, damit das Ganze überhaupt stattfinden kann, eigens dafür Kraftwerke zu bauen. Das hat man nicht gewollt. Das hat Putin gewollt. Putin ist der Chef von Russland und als solcher hat er grosse Herausforderungen und Aufgaben zu bewältigen. Eine davon ist, uns unsere Sünden abzunehmen und ihn dann als Sündenbock hinstellen zu dürfen. Das ist naiv. Wir sind dafür verantwortlich, weil wir zusehen. Würden wir unter diesen Bedingungen nicht zusehen, würde sich schnell etwas ändern. Denn der Rubel muss rollen. Und das soll er auch, aber nicht so. Doch in Sotschi und der Welt glaubt man die Versprechen immer wieder. So hat Putin versprochen, die Lebensbedingungen von 350 000 Einwohnern Sotschis zu verbessern, dank der olympischen In-

**Vielleicht denken wir noch, nächstes Mal müsste man das Ganze boykottieren. Diesen Kommerz-Leviathan endlich mal bodigen. Putin, der die Spiele vor allem wollte, kann das egal sein. Das Geld ist geflossen.**



Claudia Lässer, TV-Moderatorin, Produzentin und Leiterin Sportprogramme Teleclub.

vestitionen. Was bekommt Sotschi dafür? Gigantische Sportanlagen, Malls mit Boutiquen und einen 16 Tage dauernden Rausch. Was kommt danach? Wahrscheinlich noch immer kein fliessendes Wasser für Tausende in Sotschi und, wie nach jedem Rausch, die grosse Ernüchterung. Vielleicht noch ein paar Reportagen, die die Schäden danach zeigen, den Wahnsinn präsentieren und uns kopfschüttelnd zu Bett gehen lassen.

Natürlich, jetzt ist es wieder einmal zu spät. Es wird gebaut, investiert, und die Sportler haben sich qualifiziert. Sportler, denen es, so denke und hoffe ich, selbst bald nicht mehr wohl dabei ist, alle Bedingungen in Kauf zu nehmen. Wir haben Fragen zu klären, die nicht nur die Olympischen Spiele betreffen. Diese Fragen betreffen auch unser Wirtschaftsmodell, die Arbeit und unser tägliches Leben: Wann ist es genug? Wann lernen wir zu teilen? Wenn man diese Entwicklung am Beispiel der Olympiaden auf die nächsten zwölf Jahre durchkonjugiert – wie gross werden die Opfer dann sein? Ich bin durchaus der Meinung, dass Sportanlässe kommerziell vermarktet werden sollen. Das generiert Arbeitsplätze, und Sportler werden finanziell unterstützt, wenn auch in sehr unterschiedlicher Höhe. Aber die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, dass das Gleichgewicht nicht mehr stimmt, denn der wirtschaftliche Erfolg weniger steht vor dem Wohle aller.

Aber jede Generation, so scheint es, muss diese Erfahrung aufs Neue selber machen. Eines aber scheint unverändert. Der russische Winter kann kalt und grausam sein.

Claudia Lässer

Eine Reise in die Welt der Düfte

**BUCHS.** Düfte berühren, Düfte entführen in andere Welten, Düfte betören, Düfte können auch stören. Sie sind mächtig, wecken Erinnerungen, ob wir wollen oder nicht. Gleichzeitig sind sie flüchtig, lassen sich nicht aufbewahren. Düfte können unser Fühlen und Handeln steuern, ihr Einfluss ist uns oft nicht bewusst. Heute um 17 Uhr liest Yvonn Scherrer im fabriggli Buchs aus ihrem Buch «Nasbüechli». Sie geht in ihren Texten von der Nase aus und der Nase nach. Die blinde Autorin führt uns in die geheimnisvolle Welt der Düfte und reist ihnen nach, bis in die verschiedensten Länder. Dabei setzt sich Yvonn Scherrer nicht nur mit Wohlgerüchen, sondern auch mit den Abgründen des Gestankes und der Geruchlosigkeit einer zunehmend sterilen Zivilisation auseinander. Entstanden ist ein faszinierendes Tagebuch übers Riechen.



Yvonn Scherrer geht auf Duftreise.

Yvonn Scherrer studierte Theologie und Journalistik und arbeitet als Sendedaktorin bei Schweizer Radio SRF 1. In frühester Kindheit führte eine schwere Augenerkrankung zur Erblindung. Die Nase dient ihr als Auge. Sensible Wahrnehmungen aus einer ganz anderen Optik. «Nasbüechli - eine Duftreise», heute Sonntag, 17 Uhr, fabriggli Buchs.



Postkarte aus Wien

von Rudolph Gruber, Österreich-Korrespondent

Die Republik – ein Sanierungsfall. Kaum eine Zeitung in Österreich mochte auf diese spöttische Metapher verzichten, als kürzlich die Volksvertreter einstimmig die Sanierung des 130 Jahre alten, baufälligen Parlaments an der Wiener Ringstrasse beschlossen. Hinter der klassizistischen Prachtfassade verbirgt sich allerlei Heimtückisches: morsche Böden, schimmelnd-feuchte Wände, ein löchriges Dach und haarsträubende Sicherheitsmängel. Nun stellte sich das Problem eines Ausweichquartiers. Die Lösung: Die Repräsentanten der Republik müssen zeitweise als Untermieter in die Hofburg, die frühere Residenz der Habsburger Kaiser, umziehen. Das entspricht ganz der in Jahrzehnten gewachsenen Symbiose der Republik mit dem Erbe der Monarchie – symbolisiert in der Person des Bundespräsidenten, der seit jeher als «Ersatzkaiser» in der Hofburg residiert. Befürchtungen, wonach die Volksvertreter nicht mehr in das sanierte Parlament zurückkehren und stattdessen einen neuen Hofstaat bilden wollen, gelten jedoch als unbegründet.